

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 19

Artikel: Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Sternwoche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 19 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

8. Mai 1937

An meine Mutter

(Zum Muttertag)
Von Johannes Jegerlehner †

Mutter, süß wie Abendglockentöne,
Glanz und letzte Glut der Firne,
steigt dein Bild aus meiner Kindheit Schöne,
lichtumflossen deine Stirne.

Wenn ich wegverirrt im Dickicht streifte,
Bubenstreichen bot mein Ohr,
unbedacht in Jugendtorheit schweifte,
zogst du, Mutter, mich empor.

Ist verstummt der Liebe Lob und Schelten,
nur Gedenken mir dein Wort,
unaufhörlich, wie aus bessern Welten
hallt's in meiner Seele fort.

Klingt, ob Stürme in mein Segel prasseln,
Stille sanft den Bug umspült,
bis ich wieder, selber Staub zerfallen,
Mutter, zu dir heimgeföhlt.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

19

Ich habe den Verdacht, daß das Gerücht, von dem Sie sprachen, das diesen gewissenlosen Menschen beschuldigt, verheiratet zu sein, Recht hat."

"Aber um Gottes willen, dann kann er May ja gar nicht heiraten", rief Jorinde, die ganz bleich geworden war vor Schreck.

"Es wäre ein Unglück, einen solchen Menschen heiraten zu müssen. Es kommt vielleicht eine Zeit, in der eine Frau, die ihr Kindchen auf dem Arm trägt, nicht mehr nach ihrem Trauschein gefragt wird."

"Kann diese Zeit kommen?" fragte Jo erstaunt.

"Ich denke doch", sagte Andreas. "Freilich, ob wir sie erleben werden, das weiß ich nicht. Es wäre gut für Mutter und Kind, und für sehr viel anderes auch." Er sah auf die Uhr. "Aber ich fürchte, daß wir heimgehen müssen... Fällt Ihnen das so schwer, diesen Brief zu schreiben? Ich täte es gerne für Sie, aber ich glaube, daß es schmerzlich wäre, eine solche Nachricht durch einen Fremden zu erfahren."

"Mein ich schreibe selbst, natürlich. Aber was wird May sagen? Ich nehme ihr ja den Geliebten, das wird der Vater sofort verlangen."

"Es ist dennoch das richtige", sagte Andreas. "Haben Sie eigentlich das gewünschte Geld schon geschickt?"

"Ja, heute morgen."

"Um in einem Hotel leben zu können auf unbefristete Zeit, ist die kleine Summe ja wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Um aber eine Reise zu machen, reicht es. Und das, fürchte ich, hat dieser Edelbrecht oder Engelbrecht im Sinn. Nach berühmten Mustern. Er läßt sie im Stich."

"So schlecht ist kein Mensch", sagte Jorinde. "Ich will so etwas nicht glauben. Ich weiß, daß es sein kann, aber ich will es nicht glauben. Mein Gott, die Arme... und dann? Was macht sie dann? Was geschieht mit ihr?"

"Das können wir nicht wissen, da ist die Liebe ihrer Eltern ausschlaggebend."

"Sehen Sie, wie gut es war, daß ich Sie gerufen habe! Nun ist alles entschieden, und ich sehe ein, daß es so richtig ist. Allein konnte ich mir nicht darüber klar werden. Vielleicht können wir May retten." Plötzlich weinte Jo heftig und lange. Es erschien ihr alles so ungeheuerlich, so traurig hoffnungslos.

"Ich weiß nicht, wie May das alles ertragen soll", schluchzte sie.

"Vielleicht geht alles besser als wir denken. Fräulein May wird — nach einiger Zeit natürlich — die Trennung überwinden. Wenn Sie kindlich ist, wie Sie sagen, wird sie auch vergessen können. Freilich... wenn alles schlimmer stünde, türmten sich ihr wohl auch die Schwierigkeiten. Man kann aber mit

May in fremde Länder reisen, und manches Kind hat schon seine Mutter aufs schönste getröstet."

„O ja“, sagte Jo. „Das ist wahr, aber es ist doch und trocken schrecklich. Gott sei Dank, daß ich es nicht bin.“ Nun mußte Andreas laut lachen, und Jorinde lachte mit. Sie machten sich auf den Heimweg, und Jo begab sich sofort auf ihr Zimmer, um den Brief zu schreiben, der wohl der traurigste und schwierigste war, den sie in ihrem ganzen Leben schreiben mußte. Andreas aber fuhr nach Hause. —

Brief von Ulrich Zumbrunn an Jorinde Steffen.

Aber, mein Fräulein, wo stecken Sie eigentlich? Man hört nichts von Ihnen und findet Sie nirgends. Ich habe meinen Herrn Bruder ausgefragt, aber er behauptet, so wenig von Ihnen zu wissen wie ich. Er konnte mir aber bei seiner Auskunft nicht gerade in die Augen sehen! Möchten Sie mir nicht, mit drei Worten nur, mitteilen, wo ich Sie einmal treffen könnte? Es war doch nett damals auf unserer Autofahrt. Andreas wollte den Wagen in den nächsten Tagen durchaus für sich in Anspruch nehmen, denn er behauptete, daß er Sie noch nicht ein einziges Mal gefahren habe. Ich kann aber den Wagen nicht entbehren, morgen nicht und übermorgen nicht und in der ganzen nächsten Zeit noch weniger, denn er muß in Ordnung sein, wenn ein Bettelchen kommt, um mir mitzuteilen, daß ich Sie fahren darf. Sagen Sie nicht etwa: Andreas soll mitfahren. Kennen Sie das englische Sprichwort: Two are compagny, three are none? Wenn Sie es nicht kennen, lehre ich Sie gerne: Zu Zweien ist es herrlich, ist es liebenswürdigste Gesellschaft, zu Dreien ist es so langweilig, daß es durch nichts übertroffen werden kann. Dies ist allerdings eine freie Übersetzung, aber der Sinn ist gut erfaßt und entspricht meinem Seelenzustand vollkommen. Also: Wann kommen Sie? Wann darf ich Sie abholen und wo? Ihr Ulrich Zumbrunn.

Jorinde Steffen an Ulrich Zumbrunn.

Das glaube ich, daß Sie mich nicht gefunden haben. Ich lag ja krank und hatte die Grippe, und die Leute besaßen kein Telefon, und auch wenn Sie eines gehabt hätten, würde ich kaum Herrn Ulrich Zumbrunn gerufen haben, um mich zu pflegen, oder einen wackeligen Genesungspaziergang mit ihm zu machen. Sie würden kaum viel Freude erlebt haben. Jetzt freilich geht's wieder gut. Wenn Sie aber denken, daß mir Ihr englisches Sprichwort irgendeinen Eindruck gemacht habe, so irren Sie. Der Herr Andreas könnte es ja mit dem gleichen Recht anwenden, denn was dem einen Zwilling recht ist, ist dem andern billig. (Ewig muß ich über euch Zwillinge lachen.) Und wenn Sie mich mitnehmen wollen auf der geplanten Autofahrt, so wird er wahrscheinlich die gleiche Ansicht haben — nämlich ohne Sie zu reisen. Also: Mit Andreas oder gar nicht. Es ist Ihnen anheimgestellt, dasselbe — nein, das Gegenteil zu sagen. Uebrigens habe ich gar keine Zeit, so im Lande herumzufahren. Uebermorgen kann ich wieder erzählen, nächste Woche wieder, kurz, meine Zeit ist plenty (ich kann auch englisch), ausgefüllt. Während der Grippe, da wäre ich froh gewesen über einen Brief oder einen Besuch. Aber wer besucht einem in solcher Zeit, wo jeder sich in Lebensgefahr glaubt, wenn er nur von weitem einen Kranken sieht? Man kann schon sagen: Wer einem während der Grippe besucht, der hat einem lieb. Im übrigen grüße ich Sie (von ferne) herzlich.

Jorinde Steffen, Märchenerzählerin.

Tags darauf erhielt Jo ein Telegramm:

„Fräulein Jorinde Steffen, Märchenerzählerin. Ich werde Sie bei der nächsten Grippe unfehlbar besuchen, und zwar täglich, wann, wie, warum und wo Sie auch von ihr erfaßt werden sollten.“

Ulrich Zumbrunn.

Telegramm an Ulrich Zumbrunn. Bin zum Glück die nächsten drei Jahre immun gegen Grippe. Danke aber für das Anerbieten.

Jorinde Steffen, Grippe-Genesene.

Brief und Telegramm brachten Jorinde Verstreuung. Sie lachte darüber ganz allein in ihrer Stube, und als Andreas sie am nächsten Tage auffuhrte, da er wußte, daß Jo niedergedrückt und herabgestimmt war, um May's willen, erzählte sie ihm haarklein alles und zeigte ihm das Telegramm. Ihr erschien alles, was Ulrich sagte und tat, als Scherz und Spiel, und keinen Augenblick kam ihr der Gedanke daß es anders sein könnte. Andreas lachte nicht.

„Er flunkert“, sagte er. „Er erzählt der Märchenerzählerin Märchen. Ganz kurz tat er ein paar Fragen, Sie betreffend, und davon, daß ich ihm oder er mir das Auto verweigert hätte, war keine Rede.“

„Der Schwindler“, sagte Jo empört, lachte aber doch, und meinte, es müsse recht lustig sein, einen Zwilling um sich zu haben, der stets und immer fröhlich sei.

„Wie man's nimmt“, sagte Andreas. „Mir sind ernste Leute nicht unangenehm.“

„Mir auch nicht“, sagte Jo. „Aber jeden dahin, wo er hingehört. Zwischen zwei Menschen, die einander nichts angehen und nichts voneinander wollen, ist Spaß mehr am Platz.“ Und plötzlich war Andreas wieder heiter und sein ganzes Gesicht entsprach der eben erhaltenen Auskunft.

„Sie sind doch launisch“, sagte Jo mißtrauisch. „Sie wechseln ja von hell zu dunkel, wie ein Kaleidoskop.“

„Nein, das bin ich nicht. Aber man hat manchmal Grund zu Befürchtungen.“

„Ah was“, sagte Jo. „Befürchtungen! Wegen Ihrer langweiligen Fabrik? Sie haben ja Geld genug, das sagen alle. Oder können Sie am Ende am Ultimo Ihre Arbeiter nicht bezahlen?“ Andreas lachte.

„Nein. Aber wie kommen Sie darauf?“

„Ich habe einen Vetter, der ist ein Kommunist, und der hat mir erzählt, daß die Arbeiter so um ihren Verdienst kämen, und daß darnach oft Streiken folgten. Oder so etwas. Es ist ja auch gräßlich, vierzehn Tage ohne Lohn zu arbeiten. Ich würde mich bedanken. Ich habe nun auch nicht mehr viel Geld, Sie wissen warum. Wenn man nicht viel Geld hat und gibt davon her, bleibt noch weniger.“

„Fräulein Jorinde, nicht wahr... wenn Sie in Verlegenheit kommen sollten...“

„Sie wollen mir doch nicht Geld anbieten? Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich von dem leben muß, was ich verdiene. Ich glaube wahrhaftig, Sie wollen mich in Versuchung führen? Aber es ist wahr, daß ich mich ein wenig ängstige.“

„Versprechen Sie mir...“

„Richts. Ich hungere lieber. Aber da fällt mir ein: Haben Sie eine Stelle in Ihrer Fabrik für jemand, der nichts kann?“

„Im ganzen ist das nicht unser Streben. Aber, nun ja, es gibt so Stellen. Zum Beispiel die des Mädchens, das die Post holt. Oder die Bäckerinnen. Die müssen nur tun, was man ihnen sagt und die Sache läuft.“

„So, das interessiert mich. Uebrigens hatten meine Großmama und mein Großpapa auch kein Geld gehabt. Sie sind in ein Pintlein gegangen und haben Cabliau gegessen.“

„Ja, aber Pinten sind nicht angenehm für junge Damen. Wie viele Tage sind Sie noch frei?“

„Fünf.“

„Und langt Ihr Geld bis dahin?“

„Ja, so lange langt es.“ Jorinde lenkte ab. „Kennen Sie die Penthesilea?“

„Ja, gewiß. Wie kommen Sie darauf?“ „Ich habe gestern nacht gelesen, wie die mit dem Manne, den sie liebt, umgeht. Aber das ist ja ein Ungeheuer. Ich verstehe, wie Stolz und verschmähte Liebe oder verhöhnte Liebe einem zur Verzweiflung bringen können. Aber was diese Königin tut, das verstehe ich nicht. Dabei verrät er sie gar nicht, liebte er sie — wie man damals so liebte — und will sich ja von ihr gefangennehmen lassen, kurz, zu allem irrt sie sich noch. Dass man sich so etwas ausdenken kann? Es gibt kein Märchen, das so grausam ist. Diese Person läßt den von ihr geliebten Mann von Hunden zerreißen, und heißt selbst in sein Fleisch. Ich habe gar nicht schlafen können. Warum der Kleist nur so etwas dichtet?“

„Ja, erfreulich ist es nicht. Vielleicht muß man die Grausamkeit der Königin so auffassen, daß ihr Verzweiflungs- und Rachegefühl ihrer Liebe die Waage hält und sie überfiel, daß sie ihrer selbst nicht mehr Herrin war. Zudem war es offenbar Wahnsinn und sie unzurechnungsfähig.“

„Möchten Sie so geliebt werden?“ fragte Jo voll Eifer. Andreas wurde dunkelrot.

„Von einer Penthesilia nicht. Sonst aber — ja. Ein Übermaß an Liebe scheint mir schön.“

„So“, sagte Jorinde erstaunt. „Sie sehen gar nicht aus, als ob Sie ...“

„Nein. Wir Europäer haben ja so viel Vernunft eingetrichtert bekommen, daß wir uns vor dem Überwältigtwerden fürchten. Wir wollen auf der Mittelstraße gehen. Ich weiß, es geht sich gut darauf. Ich tue es, alle tun es, Sie ... nein, vielleicht Sie nicht. Vielleicht finden Sie einen kleinen, abseitigen Weg, den Wiesen entlang, vom Bächlein begleitet, Blumen und Vergißmeinnicht am Rande blühend. Aber die gegen den Strom schwimmen ... oder schwimmen wollen ...“

„Würden Sie auch ein Mädchen entschuldigen oder retten, wenn es gegen den Strom schwimmen würde?“

„Ohne mich zu befürren. Nur müßte es darnach sein, das Mädchen.“

„Im Falle von May?“

„Nein. Das nenne ich nicht gegen den Strom schwimmen. Nicht wer einfach die Sitte durchbricht, schwimmt gegen den Strom. Wer anders denkt als die Masse der Menschen, und nicht anders kann, und keine Kompromisse schließt, der tut es.“

„Denken Sie anders?“ fragte Jorinde ernst.

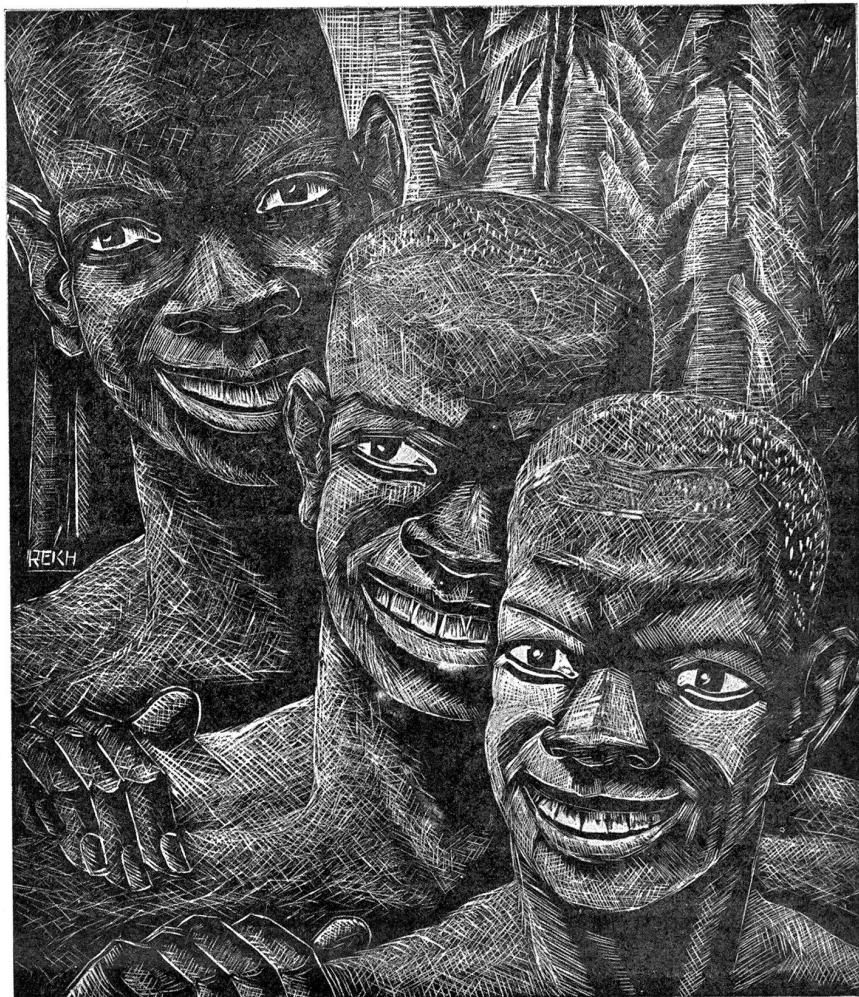
„Nein. Aber ich achte jeden hoch, der es vermag. Sehr hoch. Wer für seine Überzeugung leidet, Mann oder Frau, wer um einer Idee willen verzichtet, entbeht, Ruh und Ehre dran gibt, — bis zur Rührung geht da meine Bewunderung. Ich habe selbst noch nichts erlebt, das mich auf die Probe gestellt hätte.“

„Ich auch nicht“, sagte Jorinde. „Das schadet nichts. Es können nicht alle Helden oder Revolutionäre sein, es muß auch Helfer geben. Leute, zu denen man flüchten kann.“

„Halten Sie mich für einen Helfer?“ fragte Andreas. Jo sah ihn forschend an.

„Ja, um Ihrer Güte willen.“

„Was wissen Sie von meiner Güte?“



Holzschnitt von Louis Reich — Niggerboys

„Ich weiß von Ihrer Güte und ich sehe es Ihnen an.“ Andreas schwieg.

„Und was halten Sie von meinem Bruder?“ fragte er. Jo lachte.

„Das geht Sie doch nichts an, wenn es schon Ihr Zwilling ist“. Aber Andreas war anderer Meinung. — Claudia an Jorinde.

Mein liebes Kind, was du geschrieben hast, erschüttert mich. Du hast nun lange Zeit ein schweres und dunkles Geheimnis mit dir herumtragen müssen, und ich begreife, wie belastend das für dich gewesen sein muß. Aber mir, und auch Perkeo, scheint es, als habest du richtig gehandelt. Deine Forderung, Basil möchte den betreffenden Herrn aufhalten, war gut ausgedacht wenn sie auch nicht erfüllt wurde. Dein Brief an Mays Eltern war bestimmt notwendig und nicht leicht auszuführen. Du hast da früh eine der schlimmsten Erfahrungen im Leben der Menschen kennengelernt müssen: Den Schmerz des Betrugs in der Liebe, Mißbrauch des Vertrauens und blinde Hingabe, und hast gesehen, welches Unheil die Dinge im Gefolge haben, die außer der gewohnten Sitte und des Gesetzes liegen. Eigentlich müßte doch ein junges Mädchen es herausfinden, mit wem sie es zu tun hat. Aber ich sollte die letzte sein, die sich über das aufhält, was sie selbst einstmals nicht besser gemacht hat — oder beinahe gemacht hätte. Damals, als du noch ein ganz kleines Kindchen warst und in voller Unschuld mich vor einem sicherlich faltherzigen und vielleicht gewissenlosen Men-

schon gerettet hast. Auch hast du mir dazu verholfen, den besten aller Menschen zu erkennen. Das erzähle ich dir alles, wenn du wieder bei mir sein wirst. Sieh, wie ich mich nun wieder habe verleiten lassen, von dem traurigen Wege abzuspringen, um mit dir zu plaudern. Aber glaube mir, daß es mir schwer ums Herz ist, um dieser armen Frau Seemann willen. Weißt du, daß die Spur der beiden entdeckt worden ist? Jenseits der deutschen Grenze, unweit Bittau. Ich weiß nicht einmal so recht, wo das liegt. Es rächt sich jetzt, daß ich immer nur Dreier in der Geographie hatte und alles mühsam auf dem Atlas suchen muß, statt daß ich es auswendig weiß. In diesem Grenzort wohnen sie also in einem guten Hotel und haben, wie der Detektiv berichtet hat, dort große Schulden gemacht. Mays Vater verlangte schriftlich von ihr, daß sie den Mann verlässe und heimkehre. Sie antwortete nicht. Man telegraphierte. Man schrieb. Man drohte. Man machte Versprechungen und verhieß Verzeihung. Es kam keine Antwort. Frau Seemann fürchtete, daß das Paar geflüchtet sein könnte. Da machte sich Herr Seemann auf, um May heimzuholen. Kurz, ehe er abreiste, kam ein Telegramm von May: Engelsbrecht mußte fort. Bin allein und ohne Geld. May. Es hatten ja alle dieses Ende erwartet, denn von einem Entführer kann nichts Gutes kommen. Herr Seemann fuhr am selben Tage hin und fand seine Tochter in einem trostlosen Zustand. Krank vor Kummer, außer sich, unglücklich und wütend, kindisch alle Welt anklagend. Sie habe geschrien und geweint und dem Vater die schwersten Vorwürfe gemacht, um des Widerstandes willen, den er dem Menschen entgegengebracht. Frau Seemann sagte mir, daß sie selbstverständlich niemals den Weg des Verbotes eingeschlagen hätten, wenn sie solche Dinge hätten vermuten können, und ahnen, welche Folgen dieses nach sich ziehen könnte. Daran, daß der Schuft verheiratet sei und Kinder habe, glaubte May keinen Augenblick. Ich wundere mich, daß ein junges Mädchen von heute sich so romantisch und unpsychologisch benimmt. Sie hätte ihre Eltern aufklären können, auf ihre Gründe hören, sie widerlegen, Vernunft brauchen und auf die Erlaubnis warten. Kurz, alles andere tun, als sich auf solche Weise ihr Glück entzogen zu wollen. Herr Seemann hat seine Frau nach Bittau kommen lassen, damit sie beide, gemeinsam mit May, die Sache besprechen könnten. May soll nun mit ihrer Mutter einige Wochen fortbleiben, damit sich das Kind erholen könne und Frau Seemann auch. May weigert sich heimzukehren, was wohl auch besser für sie ist. Wie kam es nur, daß May so gänzlich vernunftlos sein konnte, da ihr Skifreunde doch alle so seid, daß man sich auf euch verlassen kann? Wie kam sie dazu, deine Freundin zu sein? Ich weiß: Man läuft Ski zusammen, man tanzt zusammen, man befreundet sich mit den gleichen jungen Leuten, und weiß eigentlich nichts weiter voneinander. May tut mir unendlich leid, und wenn ich etwas für sie tun kann, so will ich es tun. Zu ihr stehen, zum Beispiel, das ist vielleicht das, womit wir ihr am besten helfen können.

Jorinde, mein Herz, laß dich nicht zu sehr von dem allem bedrücken. Mitgefühl ist eine gute Sache, helfen, wo man kann, eine bessere, aber mache nicht ihr Leid und ihren Schmerz zu dem deinigen. Das nimmt dir deine Kraft und macht dich weniger fähig, das zu ertragen und zu erleben, was dir selbst auferlegt werden kann. Dazu braucht es Kraft. Bewahre sie dir.

Perkeo will dir selbst schreiben. Nicht wahr, es geht dir gut? Du bist doch wieder ganz wohl, spürst nichts mehr von der Grippe? Es spukt oft noch so hinterher, das Ungetüm. Ermüde dich nicht, schone dein Herz. Und da wir gerade vom Herz sprechen, gelt, Kind, um dein Vertrauen in Herzenssachen werde ich nicht betteln müssen? Geben wir uns die Hand darauf. Deine Mutter und Freundin Claudia. Fortsetzung folgt.

Zum Muttertag

Die Kinder der ganzen Welt haben beschlossen diesen einen Tag des Jahres der Mutter zu weihen. Der Mutter an sich; der Person und dem Begriff: Mutter.

Wie aber stellen sich die meisten Mütter zu diesem Entschluß ihrer Kinder? Fühlen sie sich erfreut, geehrt, beglückt? In der Regel gewiß nicht, denn Mutterliebe wirkt am liebsten in der Stille, im hellen Lichte eines Feiertages, herausgezogen aus der Täglichkeit, verblassen gerade die innigsten, zartesten, wertvollsten Wirkungen der Mutterliebe, die der ganz stillen, fast geheimen und geheimnisvollen Opferbereitschaft der Mutter entsprangen.

Und so kommt es vor, daß die Mutter, zuerst erfreut über das Kommen und Gedenken ihrer Kinder, doch die Feier liebevoll zärtlich ablehnen will: Bitte, verschont mich doch mit diesem Aufsehen! Ich bin eine Feindin jeglichen Aufsehens — und nun gar des Aufsehens um meine eigene Person.

Und wozu denn der heutige Tag? Beweist mir eure Liebe und Anhänglichkeit das ganze Jahr, dann wird es heute keiner besonderen Versicherungen brauchen. Und wer das Jahr über nicht an die Mutter denkt, der wird mit der heute zur Schau getragenen Anhänglichkeit die Mutter höchstens schmerzlich stimmen.

Kinder, ihr wißt, daß ich eure Mutter bin; wißt aber nicht, was dies bedeutet! Vielleicht sollt ihr dies gar nicht wissen und mein Verstehen, meine Fürsorge, meine Liebe noch lange als etwas ganz Selbstverständliches nehmen, was es ja auch wirklich ist oder wenigstens sein sollte. Ich habe das, was man etwa „Opfer“ nennen könnte, immer gern und mit viel Liebe getan. Entwertet es mir doch nicht, indem ihr ihm einen Stempel öffentlichen Dankes oder Verdienstes aufdrückt. Es beschämst mich, und es erniedrigt mich vor mir selbst, wenn ihr wißt, daß es Opfer waren.

Und alles andere ist der Gang der Natur. Ihr werdet es einmal an euch selbst erfahren, Kinder, ihr werdet selbst Mütter und Väter werden und meine Selbstverständlichkeit wird auch die eure sein. Gewiß habe ich um euch und manchmal wohl auch durch euch Schmerzen gelitten, aber es lag oft viel Seligkeit darin — auf welche Rechnung soll ich die setzen?

Wenn ihr mich lieb habt, Kinder, kommt nicht mit lauten Dankesworten heute zu mir oder bringt gar Geschenke. Lebt euer ganzes Leben so, daß es mir Geschenk ist; zeigt euch dessen wert, was ich für euch und durch euch litt. Ehrt und achtet unsere Verbundenheit als Naturgesetz und hebt es nicht für einen Tag in das Licht des Ungewöhnlichen.

Man sagt: jede Mutter trägt unsichtbar eine Krone; sie sprüht aus dem Druck ihrer Hände, blitzt aus den Worten ihres Mundes und leuchtet aus der Güte, der Freude oder der Trauer ihrer Augen. Diese Unsichtbarkeit ist aber der verborgendste Schatz ihres Herzens, aus dem heraus ihr Wesen wirkt und waltet. Entreißt ihr das doch nicht, indem ihr es für einen Tag vor tausend Augen zerrt, vor denen es leicht klein und unwesentlich wird, so ganz anders, als es im stillen Schrein des Herzens war.

Aber Kinder, diese Worte sollen euch nicht traurig machen! Ich will euch doch um keinen Festtag, um keine Freude bringen! Ihr sollt mich nur recht verstehen! Jeder Tag, der meine Kinder um mich sein läßt; jeder Tag, der meine Kinder zu mir bringt, sie mir nahe bringt, ist mir ein Festtag. So auch dieser! Und euch soll es nicht anders sein! Solange ihr den Weg zur Mutter habt, soll das Betreten dieses Weges euch ein Feiertag sein. Und will die Welt der unsichtbaren Krone der Mütter für diesen einen Tag des Jahres Sichtbarkeit verleihen, wir Mütter werden uns an der Freude unserer Kinder freuen und nicht widerspenstig sein und widersprechen. Nein, Kinder, kommt nur alle an diesem Tage zu euren Müttern! Ihr seid doch jeden Tag, zu jeder Stunde willkommen, warum sollt ihr es — aber um eure Willen — nicht am Muttertag sein!"